

(Nachdruck verboten.)

17)

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Daigremont erhob sich sofort bei Saccards Erscheinen.

„Ei, mein werter Freund, was wird denn aus Ihnen? Erst neulich dachte ich wieder an Sie . . . Sind Sie denn nicht mein Nachbar?“

Indessen beruhigte er sich und verzichtete auf jene für die große Schar berechnete Herzlichkeit, als Saccard, der die feinen Einleitungsformeln für überflüssig hielt, sofort den Zweck seines Besuches darzulegen begann. Er nannte ihm sein großes Unternehmen, setzte ihm auseinander, daß er vor der Gründung der Banque Universelle mit einem Kapital von fünfundsiebenzig Millionen ein Konsortium aus befreundeten Bankiers und Fabrikanten zu bilden suche, welches den Erfolg der Emission zum Voraus sichern sollte durch die Verpflichtung, vier Fünftel dieser Emission zu übernehmen, das heißt mindestens vierzigtausend Aktien.

Daigremont, sehr nachdenklich geworden, hörte zu und schaute Saccard an, als wollte er ihm bis in die Tiefen des Gehirns schauen, um zu sehen, welche für ihn selbst nutzbringende Arbeit er noch aus diesem Manne ziehen könnte, den er so rührig und so voll wunderbarer Eigenschaften gekannt hatte, trotz seiner fieberhaften Unbeständigkeit.

Zuerst zauderte er: „Nein, nein!“ sprach er. „Ich bin überbürdet, ich mag nichts Neues mehr unternehmen.“

Dann wandelte ihn die Versuchung an, er stellte Fragen, wollte die Entwürfe kennen lernen, deren das neue Haus sich anzunehmen hätte und über welche Saccard vorsichtigerweise nur mit größter Zurückhaltung sprach. Sobald er dann das erste beabsichtigte Geschäft kannte, jenen Gedanken, sämtliche Transportgesellschaften am Mittelmeer unter einer Firma „Compagnie générale des paquebots réunis“ zu vereinigen, schien er betroffen und entschied sich mit einem Schlage:

„Nun, hören Sie!“ sprach er, „ich will dabei sein, allein unter einer Bedingung . . . Wie stehen Sie eigentlich mit Ihrem Bruder, dem Minister?“

Durch diese Frage überrumpelt, sprach Saccard unumwunden seine Erbitterung aus:

„Mit meinem Bruder? Nun, er macht seine Geschäfte und ich die meinigen. Er ist nicht sehr brüderlich gestimmt, mein Herr Bruder.“

„Dann thut es mir leid!“ erklärte Daigremont rundweg, „ich thue nur mit, wenn Ihr Bruder auch dabei ist . . . Verstehen Sie wohl? Ich will nicht, daß Sie miteinander böse seien.“

Mit zorniger Geberde, voll Ungeduld widersprach Saccard. „Brauchte man denn Rougon? Siehe das nicht Fesseln holen, mit denen man sich Hände und Flügel band? Aber gleichzeitig erhob sich die Stimme der Vernunft in ihm und übertönte seinen Groll. Man mußte mindestens sich der Neutralität des großen Mannes versichern. Gleichwohl weigerte er sich immer noch barsch.

„Nein, nein, er hat sich zu schmutzig gegen mich betragen! Nie werde ich den ersten Schritt thun.“

„Hören Sie!“ begann Daigremont wieder. „Um fünf Uhr erwarte ich Suret wegen eines Auftrages, den er übernommen hat . . . Eilen Sie jetzt zum Gesetzgebenden Körper hin, nehmen Sie Suret beiseite, erzählen Sie ihm Ihre Angelegenheit, sofort wird er mit Rougon darüber sprechen, er wird erfahren, was dieser davon hält, und wir haben um fünf Uhr die Antwort. Wie? Um fünf Uhr wieder hier?“

Geschnitten Hauptes dachte Saccard nach.

„Mein Gott!“ rief er, „wenn Sie Wert darauf legen!“

„O, einen sehr großen! Ohne Rougon ist nichts zu wollen; mit Rougon alles, was Sie verlangen.“

„Gut, ich gehe hin.“

Er wollte schon nach kräftigem Händedruck abgehen, als der andere ihn zurückrief.

„Hören Sie mal! Wenn Sie merken, daß die Sache ins Blei kommt, dann sprechen Sie doch im Vorbeigehen beim Marquis de Bohain und bei Séville vor. Teilen Sie ihnen mit, daß ich dabei bin, und fragen Sie beide, ob sie mitthun wollen . . . Ich verlange, daß sie dabei sind.“

Vor der Thüre fand Saccard den Wagen wieder, den er

nicht entlassen hatte, obwohl er nur bis zum Ende der Straße zu gehen brauchte, um nach Hause zu kommen.

Er schickte ihn fort, da er darauf rechnete, daß er nachmittags zu Hause anspannen lassen konnte; dann kehrte er rasch nach Hause zurück, um zu speisen. Man erwartete ihn nicht mehr, die Köchin brachte ihm selbst ein Stück kaltes Fleisch, welches er gierig verzehrte. Gleichzeitig zankte er mit dem Kutscher, den er heraufgerufen hatte, um über den Besuch des Tierarztes Bericht zu hören. Das Ergebnis war, daß man das Pferd drei bis vier Tage ausruhen lassen mußte. Mit vollem Mund klagte er den Mann der Nachlässigkeit an und drohte ihm mit Frau Karoline, die in der ganzen Gesellschaft Ordnung schaffen würde. Schließlich rief er ihn nach, er solle wenigstens eine Droschke holen.

Wieder setzte ein sintflutartiger Regenguß über die Straße. Ueber eine Viertelstunde mußte er auf den Wagen warten. Als er unter strömendem Regen einstieg, rief er dem Kutscher zu:

„Zum Gesetzgebenden Körper.“

Sein Plan war, noch vor Beginn der Sitzung anzu kommen, so daß er Suret im Vorbeigehen anhalten und in aller Ruhe mit ihm reden könnte. Leider füragete man für den betreffenden Tag eine leidenschaftliche Erörterung, weil ein Mitglied der Linken die ewige Mexikofrage zur Sprache bringen wollte; ohne Zweifel mußte dann Rougon erwidern.

Als Saccard in den Wandelgang eintrat, hatte er das Glück, seinen Abgeordneten zu treffen. Wegen der in den Gängen herrschenden Erregung führte er ihn in einen der kleinen Nebensäle, wo sie sich allein sahen. Die Oppositionspartei wurde immer gefährlicher; schon machten sich die Vorwehen der Katastrophe fühlbar, welche anbrechen und alles fortblasen sollte. Suret, der mit wichtigen Gedanken beschäftigt war, verstand zuerst nicht, was Saccard wollte, und ließ sich zweimal die Sendung erklären, die er übernehmen sollte. Dann stieg seine Verstörtheit:

„Aber, bester Freund, was fällt Ihnen ein? Ich soll jetzt mit Rougon sprechen? . . . Er wird mich zum Teufel schicken, ganz gewiß.“

Dann aber trat die Sorge um seinen persönlichen Vorteil zu Tage. Er existierte ja nur durch den großen Rougon, dem er seine offizielle Kandidatur, seine Wahl zum Abgeordneten verdankte, seine Stellung als Dienstmann für alles, der von den Brosamen der Sunit seines Herrn lebte. Bei diesem Handwerk rundete er, dank den Bestechungsgeldern und den vorsichtig unter dem Tisch aufgelesenen Gewinnen, seit zwei Jahren seine großen Ländereien im Departement Calvados ab und hegte den Plan, sich nach dem großen Krach dort hin zurückzuziehen und da als Herrscher zu thronen. Sein breites, pfliffiges Bauerngesicht war von der Verlegenheit und düstert, in die ihn diese Bitte um seine Vermittlung warf; man gab ihm nicht einmal Zeit, sich darüber Rechenschaft abzulegen, ob für ihn Gewinn oder Schaden dabei herauskam.

„Nein, nein, ich kann nicht, ich habe Ihnen die Willensmeinung Ihres Bruders überbracht, ich will ihn nicht schon wieder plagen. Zum Teufel, denken Sie doch auch an mich! Er ist nicht sehr zärtlich, wenn man lästig wird, und ich habe, bei Gott, keine Lust, für Sie zu büßen und meinen Einfluß zu verlieren.“

Saccard verstand ihn und bestrebte sich nur noch, ihn von den Millionen zu überzeugen, die bei der Gründung der Banque Universelle zu gewinnen wären. Mit großen Zügen, mit seiner glühenden Beredsamkeit, die ein Geldgeschäft zum Dichtermärchen umgestaltete, setzte er ihm die herrlichen Unternehmungen, den sicheren und großartigen Erfolg auseinander.

Daigremont habe sich mit Begeisterung an die Spitze des Konsortiums gestellt, der Marquis de Bohain und Séville hätten gebeten, mitthun zu dürfen. Unmöglich konnte er, Suret, nicht mitthun: die andern Herren wollten ihn wegen seiner hohen politischen Stellung durchaus dabei haben. Man hoffte sogar, daß er einwilligen würde, in den Verwaltungsrat einzutreten, da sein Name gleichbedeutend wäre mit Ordnung und Ehrlichkeit.

Bei diesem Versprechen einer Ernennung zum Verwaltungsrat sah ihn der Abgeordnete scharf ins Auge:

„Zum Schluß! Was verlangen Sie von mir? Welche Antwort soll ich aus Rougon ziehen?“

„Mein Gott!“ erwiderte Saccard, „ich hätte gern meinen Bruder beiseite gelassen. Aber Daigremont verlangt, daß ich mich mit ihm aussöhne. Vielleicht hat er recht... Deshalb glaube ich, daß Sie mit dem gewaltigen Mann einfach über unsre Sache reden und sich bemühen sollen, wenn nicht seine Hilfe, doch wenigstens zu erlangen, daß er nicht gegen uns sei.“

Suret sah mit halbgeschlossenen Augen da und konnte immer noch nicht zum Entschluß kommen.

„Nur! Wenn Sie nur ein liebenswürdiges Wort mitbringen können, mir ein liebenswürdiges Wort, verstehen Sie? Daigremont wird sich damit zufrieden geben und heute abend machen wir unter uns dreien die Sache fertig.“

„Nun, ich will's versuchen,“ erklärte rasch der Abgeordnete, wobei er eine bäuerliche Biederkeit heuchelte; „aber ich thue es nur Ihretwegen, denn er ist nicht leicht zu behandeln, nein, nein, besonders wenn die Linke ihn reizt... Auf Wiedersehen um fünf Uhr!“

„Um fünf Uhr.“

Saccard blieb fast noch eine Stunde sitzen, sehr beunruhigt über die unläufigen Kampfesgerüchte. Er hörte, wie einer der großen Redner der Opposition ankündigte, er wolle das Wort ergreifen. Bei dieser Nachricht kam ihn einen Augenblick die Lust an, Suret wieder aufzusuchen und zu fragen, ob es nicht rätlich wäre, die Unterredung mit Rougon auf den folgenden Tag zu verschieben. Dann als Fatalist, der an den Zufall glaubt, fürchtete er wieder alles zu gefährden, wenn er an dem bereits Ausgemachten änderte. Vielleicht würde sein Bruder im Gedränge das ersehnte Wort leichter hinwerfen. Um den Dingen ihren Lauf zu lassen, brach Saccard auf und bestieg wieder seinen Wagen. Schon fuhr er über die Concordienbrücke, als ihm der von Daigremont ausgesprochene Wunsch wieder einfiel.

„Kutschler, nach der Rue de Babylone!“

In der Rue de Babylone wohnte nämlich der Marquis de Bohain. Er hatte das frühere Nebengebäude eines großen Herrschaftshauses inne, einen Pavillon, welcher früher das Stallpersonal beherbergt hatte und welcher zu einem sehr behaglichen neomodischen Haus umgebaut worden war. Die Einrichtung war prunkvoll mit einem vornehm zierlichen Anstrich.

Die Frau des Hauses sah man niemals; sie war leidend, wie der Marquis sagte, und durch ihre Gebrechlichkeit an's Zimmer gefesselt. Das Haus und die Möbel gehörten aber ihr; er wohnte als Chambregarnist bei ihr und besaß als Eigentum nur seine Kleider in einem Koffer, den er auf einer Droschke hätte mitnehmen können; seitdem er vom Spiel lebte, bestand Vermögensabsonderung. Zweimal bereits hatte er bei Eintritt eines Krachs sich rundweg geweigert, seine Differenzen zu zahlen, und der Pfandpfleger hatte nach Kenntnisaufnahme von den Verhältnissen es für überflüssig gehalten, ihm auch nur einen Zahlungsbefehl zu schicken. Man sagte einfach: „Schwamm drüber!“ Der Herr Marquis strich ein, so viel er gewann. Sobald er aber verlor, zahlte er nicht. Man wußte es und schied sich davon. Er hatte ja einen erlauchten Namen und war ein vortrefflicher Schmeichler für Verwaltungsräte; darum rissen sich die neugegründeten Gesellschaften um ihn, wenn sie nach vergoldeten Aushängeschildern suchten, so daß der Marquis immer Arbeit hatte.

An der Börse hatte er seinen eignen Stuhl auf der Seite nach der Rue Notre-Dames-des-Victoires, wo die reichen Speculanten sitzen, welche sich scheinbar um die kleinen Tagesgerüchte wenig kümmern. Man achtete ihn, man fragte ihn vielfach um Rat. Oft hatte er den Markt beeinflusst. Kurz, er war eine Persönlichkeit.

Saccard, der ihn wohl kannte, ließ sich trotzdem durch die stolze Höflichkeit einschüchtern, mit welcher dieser stattliche sechzigjährige Greis ihn empfing; der auffallend kleine Kopf ruhte auf einem riesengroßen Körper, das blasse Gesicht war von einer braunen Perücke umrahmt, die ganze Persönlichkeit äußerst stattlich.

„Herr Marquis, ich komme als wirklicher Bittsteller...“

Er nannte den Grund seines Besuches, ohne zunächst auf Einzelheiten einzugehen. Uebrigens fiel ihm der Marquis gleich anfangs in die Rede:

„Nein, nein! Meine ganze Zeit ist besetzt; ich habe im Augenblick zehn Anträge, die ich abweisen muß.“

Dann, als Saccard lächelnd hinzufügte: „Daigremont schickt mich; er hat an Sie gedacht,“ da rief der Marquis gleich aus:

„So? Daigremont ist dabei? ... Schon gut! Wenn

Daigremont dabei ist, dann thue ich auch mit! Rechnen Sie auf mich.“

Und nun wollte der Besucher ihm wenigstens einige Auskunft über die Art des Geschäfts geben, an dem er sich beteiligen sollte; der Marquis schloß ihm aber den Mund mit der liebenswürdigen Unbefangenheit eines großen Herrn, der zu solchen Kleinigkeiten sich nicht herabläßt und in die Ehrlichkeit anderer ein natürliches Vertrauen setzt:

„Bitte, kein Wort mehr... Ich will nichts wissen. Sie brauchen meinen Namen, ich leihe Ihnen denselben und freue mich sehr; damit abgemacht... Sagen Sie Daigremont nur, er möge die Sache anordnen, wie es ihm beliebt.“

Als Saccard in heiterer Stimmung wieder einstieg, dachte er innerlich lachend: „Er wird uns viel Geld kosten, aber er ist wirklich sehr nett!“

Dann rief er laut:

„Kutschler, nach der Rue des Jeûneurs!“

Dort hatte das Haus Sedille seine Lager- und Geschäftsräume, welche in einem Hinterhause ein großes Erdgeschöß einnahmen. Nach fünfundzwanzigjähriger Arbeit hatte Sedille, der aus Lyon hierher gezogen war, aber seine Spinnereien behalten hatte, endlich seine Seidenarbeitshandlung zu einer der bekanntesten und gediegensten in Paris emporgebracht, als infolge eines Zufalls die Spielleidenschaft bei ihm sich Bahn brach und mit der vernichtenden Heftigkeit einer Feuersbrunst um sich griff.

Zwei große Gewinne, die Schlag auf Schlag erfolgten, hatten ihn bethört. Wozu fünfundzwanzig Jahre seines Lebens sich plagen, um eine armelige Million zu verdienen, wenn man sie durch eine einfache Börzenoperation binnen einer Stunde in die Tasche stecken kann? Von da ab hatte er allmählich das Interesse an seinem Geschäft verloren, welches durch eigne Kraft weiter ging, und lebte nur noch in der Hoffnung auf einen sieggetronten Börsencoup. Dann war das Mißgeschick gekommen; es verschlang beharrlich den ganzen Gewinn seines Geschäfts. Bei einem derartigen Fieber ist das Schlimmste, daß man den Geschmack an redlichem Gewinn und schließlich auch selbst das genaue Bewußtsein des Geldwertes verliert. Und der Krach war unausbleiblich, wenn die Fabrik in Lyon zweimalhunderttausend Franken eintrug und das Spiel dreimalhunderttausend wegraffte.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

dr. Pförtnersteute. Nicht neben dem Schmiedeeisernen Thor, schräg von der hohen, eleganten Villa, stand das kleine alte Haus. Es paßte eigentlich nicht recht dazu. Die Villa hatte Malkons und Erker, weite lustige Zimmer und helle, glänzende Spiegelscheiben. Das kleine Haus war eine rumplige Dorfstatue noch aus der Zeit her, wo es hier nur Dorfstathen gab; elend und kapperig in allen Zügen. Damals, im Frühling, als der reiche Berliner Rentier das Grundstück kaufte und die Villa bauen ließ, sollte das alte Haus abgerissen werden; es war aber schließlich doch stehen geblieben. Die Wittin hatte gefunden, es sei noch zu brauchen, man könnte die Pförtner drin wohnen lassen.

Zu solch einer eleganten Villa gehört natürlich ein Pförtner, der aufmacht, wenn es klingelt, das Gas anzündet, die Treppen reinigt, den Garten besorgt und auf das Grundstück aufpaßt im Winter, wenn die „Herrschaft“ in Berlin wohnt und ihr im Sommer „zur Hand“ geht. Eigentlich war das Souterrain für ihn bestimmt, die Wittin fand jedoch, es sei so schön hoch und hell und lustig; man könnte die Räume besser gebrauchen, zu Vorratskammern oder Pfätz- und Nollstuben oder zu sonst etwas.

So blieb für die Pförtnersteute das alte Haus. Grau und verwettert wie es war, hatte es in die vornehme Umgebung nicht gepaßt. Der Birt ließ aber wilden Wein herumpflanzen. Der überrannte es ganz und gar; nun sah es ordentlich idyllisch aus.

Jeder, der vorüberging, bewunderte das reizende Häuschen. Kommen diese Pförtnersteute froh sein, daß sie solch ein Häuschen hatten!

Das fanden alle. Das fand auch „die Herrschaft“. Und sie fand weiter, daß es reichlich genug wäre, wenn der Pförtner für sein bißchen Arbeit und Mühe die freie Wohnung in dem Häuschen bestäme, er brauchte dann keinen andern Lohn.

Es gehörte ja auch noch ein Stück Garten dazu, wo er sich Bohnen und „so was“ ziehen konnte, und wenn seine Frau bei der „Herrschaft“ half, fiel auch noch etwas für sie ab.

Der Pförtner war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, ein Invalide. Er hatte den 70er Krieg mitgemacht und sein Blut „für's Vaterland“ vergossen. Viel Lohn war ihm nicht dafür geworden, nur ein zerschossener Arm, der nicht mehr recht etwas taugte, weil er steif und ungelent geblieben war. Aber eben darum hatte die Herr-

schaft ihn auch genommen. Solch einer, der sonst nicht zu brauchen ist, mußte doch erst recht froh sein, wenn er für nichts und wieder nichts die freie Wohnung hier bekam.

Der Invalide und seine alte Frau waren es auch. Sie kamen aus einer dumpfen Hinterwohnung in der großen Stadt, aus einem Leben voll Kermlichkeit und Enge, hier, wo der Wein in ihre Fenster nieder, und Luft und Licht an allen Enden war, lebten sie ordentlich auf.

Der Mann machte die Gartenarbeit, er schor den Rasen und goß und schnitt und half hier und da, — es war erstaunlich, wie viel zu helfen war, — mal gab's einen Nagel einzuschlagen und mal was zu tragen oder zu holen oder aus Berlin heranzuschaffen. Die alte Frau lief gleichfalls und sprang. Die „Herrschaft“ brauchte sie alle Augenblick, besonders wenn sie Gesellschaft hatte. Und die hatte sie fast alle Tage.

Es „fiel auch was ab“ für die alte Frau: mal eine Schüssel Essen und mal auch wohl ein Küfsgroschenstück; aber immer nur „mal“, das war genug. Sie hatten ja das Häuschen: so meinte die Herrschaft.

Wenn man nur von dem Häuschen hätte satt werden können, das konnte man aber wirklich nicht. Der Mann ging auf den Zimmerplatz und half da, so gut er konnte. Viel war's nicht, aber er verdiente sechs Mark die Woche; man konnte sich damit einrichten.

Die Herrschaft zog ein Gesicht, als der Pförtner zum erstenmal nicht da war. Dielt man sich dazu einen Pförtner, um sich seine Nägel selber einzuschlagen? Nein!

Die Arbeit auf dem Zimmerplatz mußte aufhören. „Gehen Sie im Winter hin, Henzen“, sagte der „Herr“. „Im Winter meinswegen, so viel Sie wollen, jetzt geht es nicht. Die Hausarbeit nur nach Feierabend, das ist nichts, dafür geh' ich nicht das nette Häuschen.“

Also im Winter. Und der Winter kam. Die Herrschaft zog nach Berlin zurück, und es hieß nicht alle drei Minuten mehr: „Henzen, wo sind Sie? Henzen, hören Sie mal“.

Henzen ging wieder auf den Zimmerplatz. Auf dem Zimmerplatz war aber nichts mehr zu thun, man stellte ihn nur so aus Mitleid ein, weil es eben ein alter Mann war. Es gab aber jetzt auch nur fünf Mark die Woche, und das noch rein aus — Mitleid. Na, so zur Not kam man mit durch.

Främ Henzen ging waschen und scheuern. Es waren nicht viele Herrschaften im Ort, die Wasch- und Säuerfrauen brauchten; ein paar fanden sich aber doch. So kam ein Groschen zum andern, Schmalhaus blieb zwar Küchenmeister, aber das Einrichten waren sie ja gewöhnt noch von der Stadt her, und wenigstens hatten sie die freie Wohnung, das „reisende Häuschen“.

Es sah gar nicht mehr so reizend aus. Der wilde Wein hing Tahl und blattlos, und was darunter jetzt hervorsah, war nur noch die elende Mauerlathe, der der Wind durch alle Jagen pffiff. Er pffiff derb, er kam g'rade vom See herauf.

Und das Wasser lief an den Wänden herunter, und die Diele war kalt, und schlechte Luft in den Zimmern. Moderluft, die nach Schimmel roch.

Wenn man tüchtig hätte einschlafen können! Aber dazu war nun einmal kein Geld da. Frau Henzen hatte fast alle Tage Kopfschmerzen, und, als der Mann eines Nachts erwachte, zwiide es in dem geschossenen Arm. Das war das Reihen. Wenn das erst einmal da war, blieb es für den Winter. Schöne Ansichten!

Mit der Arbeit auf dem Zimmerplatz war es aus. Der geschossene Arm wurde immer steifer, es wollte kein Pflaster und keine Salbe helfen. Die Kasse und die Moderluft machten alles zu nichts. Frau Henzen holte sich die Bäche ins Haus, sie konnte den hilflosen Mann nicht allein lassen. In der Küche stellte sie ihr Waschfaß auf und der heiße Seifendunst zog durch alle Räume.

Und in dem heißen Dunst am Herd, der einzigen Stelle, wo es noldürftig warm war, hocte der franke Mann und weinte. Er weinte nicht vor Schmerzen, aber darüber, daß er zu nichts mehr gut war als mmäh am Ofen zu hoden und der alten Frau ihr langes Brot zu stehlen.

Sie richtete sich aber am Waschfaß auf und rief ihm durch den Dunst zu: „Laß doch man, Fripe, weene nich. Wirk ja schon wieder werden. Mir allene behält de Herrschaft nich, wenn ich Dir nu nich mehr hätte? Denn hätte ich doch noch nich de freie Wohnung hier in deit Häuschen.“

Ich bin gerade vorübergegangen, als sie es rief. Ich überlege immer noch, ob sie den Kranken damit tröstet oder jemand — höhnen wollte. —

— Hänjelu ist ein allgemein gebräuchlicher Ausdruck, von dem viele, die ihn gebrauchen, nicht wissen, daß er von Hanja abgeleitet ist. Die im Jahre 1743 erschienene „Vollständige Geographie“ Johann Hübners berichtet über den Ursprung des Hänjels: Als der Hanseatische Bund im Flor sich befand, war Bergen nicht nur ein vornehmer Mitglied dieser Handelscompagnie, sondern kam als viertes großes Comptoir in solche Hochachtung, daß fast niemand ein rechtschaffener Kaufmann sein konnte, der nicht dort seine Lehrlahre ausgestanden hatte. Als aber der Zulauf aus allen Ländern gar zu groß ward, so führten die dort eingewesenen Kaufleute ein Nobiziat ein, welches ganze acht Jahre währt und so gramane Bräuche hatte, daß man dergleichen in keinem heidnischen Stridenten findet. Dieselben bestanden in einem dreifachen Spiele. Den Anfang machte das sogenannte Wasser-
spiel; der Nobize mußte sich ausziehen und ward dreimal unter

einem Schiff durchgezogen und dann von vier starken Kerlen mit Nuten gestrichen. Dann folgte das Nauhspiel; da ward der junge Kaufmann in einen Schornstein gehangen, wohl 10 Minuten lang und ward unter ihm ein Feuer von Haaren, Fischgräten und andern stinkenden Materien gemacht, so daß er oft halb tot herunter kam. War diese Kurzweil vorbei, so folgte das Stauenspiel, da zeigten sich vier verummte Gefalten in Mönchshabit, mit Spiehruten in der Hand, die peitschten den Armen so lange, bis das Blut kam, und dabei wurde mit Pauken und Trompeten solcher Lärm vollführt, daß man das erbärmliche Winseln nicht hörte. Viele nun blieben davon, weil sie solche Marter nicht auszuhalten sich getrauten; wer aber durchkam, ward für einen richtigen Hanseatischen Kaufmann erklärt, und man nannte diese Prüfung das „Hänjelu“. Als aber die ost- und westindischen Compagnien aufgerichtet wurden und der Hanseatische Bund ruiniert ward, so hatte auch dieses barbarische Narrenspiel ein Ende. Man rechnet es auch billig unter die himmelschreienden Sünden, welche Gott endlich gereizt haben, daß er den Fluch auf das Hanseatische Commerceum gelegt. Nachher hat man zwar sowohl in Bergen als anderswo die Gewohnheit behalten, daß sich die jungen Kaufleute haben müssen „hänjeln“ lassen, ehe sie für voll angesehen wurden, welches aber mehr Redereien sind und mit jenen unchristlichen Narrenspielen in keine Vergleichung kommt. —

(„Königliche Zeitung“.)

Musik.

Programmmusik. Das Leben war' — ich glaube nach Scheffel — ein Narrentanz, wenn's nicht so ernsthaft wär'; und die Dante-Sinfonie von Liszt wäre höchst interessant, wenn sie nicht so langweilig wär'. Wir haben seit längerer Zeit ab und zu mit einzelnen Werken aus der vielberufenen Gattung der Programmmusik zu thun bekommen und dabei nur über das Einzelne als solches, nicht über seine Gattung geurteilt. Die Gelegenheit, ein mindestens historisch bedeutsames Beispiel aus dieser zu hören, drängt uns, auch einige allgemeinere Bemerkungen nachzutragen, zumal wir ja jetzt in einer Hochflut dieser Musikgattung stehen. Vor allem muß man sich darüber verständigen, daß die Tonkunst keinesfalls so, wie es Malerei, Plastik und Dichtkunst in der Hauptsache thun, Inhalt (sei es der Außenwelt oder der Innenwelt) „darstellen“ oder sozusagen in ihre Sprache wirklich übersetzen kann. Dazu ist, sehr fimpel gesagt, diese Sprache allzu eigenartig. Sie hat nicht nur noch schärfer als jede andre Kunstsprache ihren besonderen, selbstgenügsamen Zusammenhang, sondern noch mehr: sie ist ein Ausdruck nicht der Bilder, die sich ein Künstler von irgend welchen äußeren oder inneren Gegenständen macht, sondern vielmehr ganz eigentümlicher Reaktionen des Künstlergeistes auf irgendwelche Erlebnisse. Worin diese eigentümlichen Reaktionen bestehen, läßt sich aber nur eben durch die Musik sagen, und aus diesem Cirkel kommen wir nur in einer Richtung heraus. Es ist dies die Verwandtschaft der Tongebilde mit sehr allgemeinen Formen der außermusikalischen Welt. Daß da draußen sich etwas wiederholt und behauptet, steigt und fällt, sich steigert und verringert, sich unterscheidet und gliedert, mit einander und gegeneinander geht, und was es derlei in unbestimmbar weiter Weise noch alles giebt; und ferner wie es sich wiederholt usw.: das findet sich in der Musik wieder. Nur was sich da wiederholt usw.: das findet sich in der Musik nicht wieder. Ein Aufjauchzen bedrängter Herzen z. B. giebt es in der Musik trotz aller Schwärmerei von der hohen Kunst der Gefühle nun einmal nicht; wohl aber können Tongebilde mit den Formen dieses Aufjauchzens soweit übereinstimmen, daß wir, sobald unser Denken auf dieses hingelenkt wird, es musikalisch wiederzuerkennen glauben. Und darum reizt die Musik zu einem solchen Hinlenken. Man sagt uns: jetzt kommt das Aufjauchzen und wir glauben es zu hören. Dieses Sagen kann nun in verschiedener Weise geschehen, und in ebenso verschiedener Weise kann die Musik einem derartigen Hinweis dienstbar gemacht werden. Die vornehmste Weise dieser Dienstbarkeit ist die, bei welcher sie sich mit Genossen, d. h. mit andern, anderssprachigen Künstlern zu einer Gesamtwirkung vereinigt; eine Solidarität, die dem einzelnen Gliede das Drückende der Dienstbarkeit benimmt. Das geschieht am höchsten im Gesamtinstrumentalwerk und zwar nicht nur in dem Richard Wagners. Die wenigst vornehme Weise jener Dienstbarkeit ist die, bei welcher die Tonkunst allein dient, bei welcher das Zusammenwirken mit der von ihr bedienten Macht erst durch eine spezifische, mit äußeren Hilfsmitteln gestützte Thätigkeit des Geniehenden erfolgt. Das ist die Programmmusik, d. h. eine Art Tonwerk, bei der wir das Gehörte auf eine andersartige künstlerische Aeußerung, meist eine Dichtung oder die Inhaltsangabe einer solchen („Programm“), bezugeln sollen. Der Drang, diese spezifische Thätigkeit von uns abzuwälzen, den vorgeschriebenen Zusammenhang künstlerisch fertig zu bekommen, ist es, was der Programmmusik den meisten Widerstand bereitet, und was Richard Wagners Gedankengängen von dem „erlösenden Wort“ und dergl. zu Grunde liegt.

Jede Dienstbarkeit aber, mag sie von vornherein vornehmer oder weniger vornehm sein, wird um so würdiger, je mehr die dienende Kraft bei dem Dienen und durch das Dienen ihr Eigentümliches, ihr Unersehbares entfaltet. Derb gesprochen: die Musik muß eben gut gemacht sein. Wir sagten einmal früher, daß Richard Wagners Gesamtinstrumentalwerk erst durch seine gute Musik ganz gerechtfertigt ist. Und so steht es nun auch mit der Programmmusik. Und alles, was wir über den Werdegang von Liszts vor nicht ganz einem Halbjahrhundert vollendeter Dante-Sinfonie erfahren; alles, was wir mit unsrem Verstand merken von den rührend hingebenden Gefühlen, mit denen Liszt hier dem großen florentinischen Dichter und seiner

katholisch-mystischen Welt nachgeföhlt hat; alle die nicht nur kunstvollen, sondern zum Teil auch schönen Einzelheiten: all das vermag nichts gegen die unfäglichen Breiten, gegen die musikalischen Dürftigkeiten. So innig der Komponist bei den und den Stellen des Werkes gegöhlt haben mag, so wenig können wir bei ihnen glöhben, sofern wir nicht etwa um einer ästhetischen Parteilichkeit willen glöhben. Erschütternd beginnen im ersten Satz des Werkes die Posaunen usw., die Andeutung jener Stelle, deren Hauptvers: „Lafst, die ihr eingehet, alle Hoffnung schwinden“, mit eindringlicher Eintönigkeit nachgeformt wird; üppig blühend entfaltet sich der sanfte Uebergang zu der Episode von der vielgenannten Francesca da Rimini; aber schon das ihr gewidmete Thema scheint auch dem Komponisten selber gleichgültiger gewesen zu sein und geht bald unter in den breiten Fluten des Hin und Her der Absichten eines musikalischen Schilderns. Der zweite Satz soll das Festfeuer deuten — vielleicht läßt man einmal ein Publikum ohne Programm abstimmen, was mit dieser Musik gemeint ist. So angehend dann auch inmitten weiter Oeden eine eigenartige Fuge zum Vorschein kommt: aufatmen können wir doch erst mit dem Eintritt eines Chores, der nach einer alten Kirchenweise dem befehlenden Schluß entgegenführt.

Die Philharmoniker unter Nikisch, die wir seit längerem nicht besucht, brachten diese Sinfonie in ihrem 10. (letzten diesjährigen) Konzert vom Montag, dessen Probe wir am Sonntag hörten. Daß wir uns ihr Spiel schärfer markiert denken könnten, und daß der Philharmonische Chor an jener Stelle falsch sang, vernichtet nicht das Verdienst, uns mit diesem nicht eben landläufigen Werke neu bekannt gemacht zu haben. Hochangesehen ist es jedenfalls: aus dem letzten Jahresbericht der „Hochschule für Musik“ in Mannheim, der jedem an der Musikpädagogik Interessierten empfohlen sei, erfahren wir, daß es dort zu analytischen Uebungen verwendet wird. Am charakteristischsten aber erschien uns die Anreicherung der Manfred-Musik Schumanns an die Dante-Musik Liszts in jenem Konzert. Auch sie eine Halbheit, als Vertonung bloßer Teilstücke eines Dramas, und erst recht als Halbheit dargeboten durch den Konzertvortrag statt der Bühnendarstellung. Allein so wenig dort bei Liszt die dienende Tonkunst durch ihre Eigenkraft wirkt, und so breit ihr Gehalt zerdehnt ist: so eigenkräftig und so konzentriert sind Schumanns Tongebilde.

Herr Dr. Ludwig Wüllner sprach den Manfred (mit sehr geluztem Text). Technik und Wärme seines Vortrags in allen Ehren; je weiter es jedoch in das Stück hinein ging, desto unerträglicher wurde sein Schwächen oder — um die Münderner Mundart zu Hilfe zu nehmen — sein Wiseln. Mehrere mitwirkende Gesangsfolisten seien kurzweg unsrer Anerkennung versichert. — sz.

Technisches.

pe. Automobile Feuerwehr-Ausrüstung. Seitdem jedes gutgeleitete größere Gemeinwesen erlankt hat, daß zur Abwehr von Feuergefähr nur eine zweckmäßig ausgerüstete Berufsfeuerwehr den berechtigten Anforderungen unsrer Zeit genügen kann, ist die Vervollkommnung aller hier in Betracht kommenden Einrichtungen überall rastlos betrieben worden. Für die Schlagfertigkeit einer Berufswehr kommt natürlich die Schnelligkeit der Beförderung zur Brandstelle und die sofortige Arbeitsbereitschaft der maschinell betriebenen Spritzen wesentlich in Betracht. Wenn nun auch für die Berufsfeuerwehren überall ein ausgezeichnetes Pferdmaterial bereit gehalten wird, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß gerade auf diesem Gebiete die Anwendung von Motorfahrzeugen eine große Zukunft haben muß. Daher kann es denn auch kein Wunder nehmen, daß jetzt in Berlin eine leistungsfähige Automobil-Dampfspritze in Benutzung genommen werden soll. Während sonst die Geschwindigkeit der Automobilfahrzeuge aus Verkehrsrücksichten und oft infolge mancher polizeilichen Bestimmungen auch darüber hinaus wesentlich in den Straßen unsrer Städte eingeschränkt werden muß, kann ja gerade die Feuerwehr, weil alle andren Fahrzeuge bei ihrem Nahen halten und ausweichen müssen, die größte Fahrgeschwindigkeit entwickeln. Daß hier der Motorwagen auch den Fahrzeugen, die von den besten Pferden gezogen werden, überlegen ist, bedarf keiner Erörterung; wir wollen nur noch darauf hinweisen, daß sich im Feuerlöschwesen die Beseitigung der Pferde durch Einführung von Automobilwagen schon darum empfiehlt, weil auf der Brandstelle die Pferde nur unnötig Platz fortnehmen, daher meist ausgespannt und in der Nähe von Mannschaft bereit gehalten werden; das bedeutet aber wieder unnötige Arbeit und den Verlust einiger Feuerwehrleute, die sich bei Motorwagenbetrieb an den Löscharbeiten beteiligen können.

Das Verdienst, zuerst in Deutschland eine automobile Dampfspritze und dann auch den andren Wagenpark mit Motorbetrieb eingeföhrt zu haben, geböhrt der Stadt Hannover. Dieser automobile Löscharzug, von denen die Gaspritze und der Hydrantwagen elektrisch mittels Accumulatoren betrieben werden, während die Dampfspritze durch Dampfkraft fortbewegt wird, ist seit einem Jahre in ständiger Benutzung und hat sich ausgezeichnet bewährt. Bei der Dampfspritze hat nun der Branddirektor dieser Feuerwehr, Herr Reichel, eine beachtenswerte Spiritusvorspeuerung eingeföhrt, durch welche die Kampfbereitschaft dieser Spritze wesentlich erhöht worden ist. Die Arbeitsweise dieser modernen Spritze ist folgende: Das Kesselwasser wird im Depot durch einen Gasbrenner ständig bis auf ca. 95 Grad Celsius erwärmt. Wird nun die Wehr alarmiert, so fährt die Spritze zuerst und zwar inner-

halb 15 Sekunden mittels Kohlen säure ab. Zu diesem Zweck sind an der Dampfspritze zwei Flaschen zu je 10 Kilo mit flüssiger Kohlen säure angebracht. Für die Reichel'sche Spiritusvorspeuerung wird ein Kupferbassin mit 35 Liter Spiritus mitgeföhrt. Neben dem Spirituskessel ist eine kleine, ein Kilo fassende Kohlen säureflasche angeordnet, die unter Benutzung eines Reducierventils den Druck im Spiritusbassin ständig auf 2 1/2 Atmosphären hält. Die Kohlen säure drückt nun den Spiritus durch Rohrleitungen nach der Einfuehrungsöffnung des Dampfessels, woselbst zwei Streudüsen mit je 1/2 Millimeter Öffnung vorgesehen sind. Bei Alarm läßt man den Spiritus austreten und sich zunächst an dem Gasbrenner entzünden. Während der dann folgenden Fahrt zur Brandstelle erzeugt die Spiritusheizung den erforderlichen Dampfdruck im Kessel, so daß nach fünf Minuten fünf Atmosphären Dampfdruck vorhanden sind. Die Spiritusvorspeuerung setzt aber auch den auf dem Kof der Feuerung liegenden Glühstoff (Holzkohlen-Bricketts) in Brand, der vollständig rauchlos verbrennt. Ist so genügend Dampf entwickelt, so wird die Kohlen säure und die Spiritusvorspeuerung während der Fahrt abgestellt, da alsdann die Spritze mit dem selbst entwickelten Dampf fahren kann. Sobald der Glühstoff genügend entzündet ist, wird mit Coals geheizt, so daß die Dampfspritze nach der Ankunft auf der Brandstelle betriebsfertig ist und mit jedem beliebigen Brennmaterial weiter geheizt werden kann.

Durch die Einrichtung der Spiritusvorspeuerung wird erreicht, daß die Dampfspritze bei Alarm sofort abrüden kann, vollkommen rauch-, geräusch- und geruchlos fährt, und schon nach kurzer Fahrzeit auf der Brandstelle durchaus betriebsbereit anlangt. Die Spiritusvorspeuerung läßt sich natürlich auch bei mit Pferden bespannten Dampfspritzen mit Vorteil verwenden. Jedenfalls sind aber die in Hannover mit dieser verbesserten Motor-Dampfspritze, die übrigens auch geräuschloser als ein elektrisches Automobil fährt, gewonnenen Erfahrungen derartig günstige, daß schon demnächst eine zweite Dampfspritze dieser Art in Dienst gestellt werden soll. —

Humoristisches.

— Kammer-Ton. „Saubu, damischer, wanns net gleich stad bist und bei hundsgemeins Maul hältst, hernach is mit dem aständigen Ton bei mir aus — und ich red' mit Dir parlamentarisch!“ —

— Stimmungswechsel. A.: „Sagen Sie, warum heiraten Sie eigentlich nicht?“

B.: „Ach, ich hab kein Vertrauen dazu.“

A.: „Glauben Sie mir, es kommt die Zeit, wo Sie Ihre Ehefeindschaft sehr bereuen werden. Sie werden älter und älter, und immer einsamer wird es um Sie her. Sehen Sie mich dagegen an. Wenn ich abends aus'm Geschäft nach Hause komme, sitzt meine Frau da, und macht mir das Haus gemüthlich, und sie fängt an zu plaudern, und sie plaudert weiter, und sie redet und sie redet und sie hört nicht auf zu reden — der Schlag soll sie treffen!“ —
(„Lustige Blätter.“)

Notizen.

— Josef Klein ist auf mehrere Jahre für das Neue und Kleine Theater engagiert worden. —

— Die versprengten Heberbrettler röhren sich wieder. Oskar Straus trägt am 30. März im Künstlerhaus eigene, neue Kompositionen vor; Mitwirkende:ोजना Bradsch, Robert Koppel, Arthur Berchofer u. a. Das Cabaret zur „Grünen Minna“ hat eine Subskriptionsliste (Karten a 3 M.) bei Keller u. Reiner ausgelegt; der 3. April soll einen Subskriptions-Konzert-Abend im Hotel Imperial (Endeplatz) bringen. „Verbotene Früchte“ nennt James Rothstein den Heberbrett-Abend, den er im Verein mit Koppel, Berchofer u. a. am 24. März im Künstlerhaus veranstaltet (Eintritt 3 M.). —

— Die Berliner National-Galerie hat Friedrich Rüderts Original-Brustbild von der weimari'schen Malerin Bertha Froiep für 2000 M. erworben. —

— In Düsseldorf wird im nächsten Jahre (in Verbindung mit der internationalen Kunstausstellung) eine internationale Gartenbau-Ausstellung veranstaltet werden. —

— Im Germanischen Museum zu Nürnberg sind jetzt 10 altdentsche Bauernstuben, zum Teil mit Hür und Küche, eingerichtet; eine niederländische, eine von den Halligen, eine holsteinische, eine aus der Wislhermark, eine oberbairische, eine Tiurgauerstube aus der Bodenseegegend, eine tiroler Stube aus dem Innthale, eine Egerländer Stube, eine aus Westfriesland und eine aus der Wetterau. —

c. Wie die Zeitschrift „Le Tour du Monde“ mitteilt, hat Dr. Jacot-Guillarmod fast ein ganzes Jahr lang die Riesengletscher des Himalaya erforscht. Er hat zwei Monate auf dem Valtoro-Gletscher zugebracht, in einer Höhe von 6000 bis 6500 Meter kampierend, ohne daß es ihm jedoch gelungen wäre, den berühmten Gipfel K 2 (8620 Meter) zu erreichen, da schreckliche Stürme ihn hinderten. Er konnte wenigstens bis zu 7000 Meter gelangen. Die Expedition bestand aus sechs Europäern — drei Engländer, zwei Dstreicher, ein Schweizer — und 250 Kulis, die 3500 Kilo trugen. —